

Von Wundern aus dem Altertum

Autor(en): **Bieri, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 15

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641927>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

I de Gruenou-Bletter han i dä Bricht gfunde. U wil mir Bärner a allem Freud hei, was d'Vergangeheit vo üser Stadt u üsem Land ageiht, isch mer dä Gedanken eifach nümme usem Chopf. Er isch mer nagloff. Het mi nümme lugg gla“.

E Begäbeheit, u syg sie no so romantisch un i sech sälber abglosse, chä men aber nid eifach us em Zämehang vo so mene bewege Läben useryse.

Der Meinig isch allwäg der Fritz o gsi.

„Der Wäg vo Paris uf d'Petersinsel isch läng, u me sött doch wüsse, wie u warum sie dert hären isch, d'Josephine!“

„Drum meinen i äbe, me muess vo voren afa“.

Grad i däm Momänt, wo die Verschwörig i Heinzes Bude drann gsi isch, i no nes läbigers Stadium yne z'cho, pöpperlet's a d'Tür, un uf enes drüufachs „numen yne!“ het ds Käthi d'Fallen abedrückt u sys härzige Chöppli yne-gstreckt.

Glungen isch es scho, dass dem Fritz exakt i däm Augblick d'Gschichtsstund bim Tscharscha söll i Sinn cho si. Oder het er nume wellen imponiere, won er sech i Positur stellt u grüeft het:

„Ihre Vatter isch doch Hafekapitän uf der Insel Martinique gsi!“

„Dir meinet doch nid öppe mi?“ fragt ds Käthi, u derby het es lustigs Tüüfeli us dene schöne, bruunen Auge vüreggüelet.

Me lachet ja mängisch nume wil's der Astand verlangt. Aber dasmal isch es keis konventionells Chachle gsi, wo die drei Studiosi vo sech gäh hei. U ds Komplimänt, wo der Fritz drufabe losgla het, isch äbefalls vo Härze cho.

„I stelle mer e Chünigin oder e Chaiseren eigetlech gar nid viel anders vor als äbe so wie ds Fräulein Käthi“.

Die zwoe Andere hei allwäg o gmerkt, dass er bim ene Haar „Härzeschünigin“ gseit hätt, u dem Käthi syner Bäckli si undereinisch so rot worde wie albe d'Rosen am höche Stock näbem Gartetöri.

Söttigi Situatione chönne pynlech wärde, we niemer der Rank findet. Der Fritz aber het dem Charren e Mupf gä u ne wieder uf enes anders Gleus gschobe.

„I ha gar nid gwüsst, dass jungi Damen o chönnen Intuitione ha! Vo wäge der Marseillaise, meinen i, wo der vori gspielt heit. Oder het ech der Heinz inspiriert gha?“

D'Retourchaise het nid lang uf sech la warte.

„Jä, gloubet dir, nume d'Psychologe heige das Aecherli pachtet?! Mir Fraue...“

Das het ghörig ygschlage. Mit däm Sätzli isch de o quasi der Schlusspunkt under die hütigi Zämekunft gsetzt worde. U — wie's es im Läbe no gärn git — isch ds schwachere Gschläch wieder einisch stercher gsi u prompt i syne mündleche Reaktionen.

Me isch ufbroche u het enand d'Hand gschüttlet.

Die zwoe Stadtbärner hei müesse pressiere u sech gar nid so g'achtet, dass e junge Ma im enen Ueberchleid am Gartetöri dasumeghämmeret het.

Vo Gümlige här tütlet ds Zügli scho, u der Fritz wär fasch gar übere Trottoirrandstei gstolperet, won er sech umchehrt für no einisch zrugg z'winke.

Under der Huustür isch halt no öpper gstande, u d'Bäckli vo der Pärson si gäng no rot, glüejig rot gsi.

II.

Ds Literatechränzli chunnt im ene Huus a der Junkeregass zämen u laht sech i synen Exkurs nid emal dür e fyn Silber-ton von ere Pandüle la störe

D'Frau Schaller het absolut welle ha, dass die drei Dramatiker einisch zu ihne z'Bsuech chömi. Der Köbi wär begryflecherwys lieber wieder uf Muri use. Aber we d'Mamanen öppis wei, de git's — emel bi folgsame Sühn — ke Widerred.

Un im Salon dört a der Junkeregass isch es wie gmüetlech gsi! E Stimmig het da mängisch chönnen ufcho, öppis warms u altväterisch-heimelig. (Fortsetzung folgt)

Von Wundern aus dem Altertum

Auf unserem Streifzug nach Weltwundern der Alten stossen wir auf manche sehr interessante Werke. Als ein solches wird u. a. auch die berühmte *Jupiterstatue* im Tempel zu Olympia in Griechenland angesehen. Jupiter, ein Gott der alten Griechen, sitzt daselbst auf einem Throne und erreicht mit seinem mächtigen Haupt fast die Decke des 18 Meter hohen Tempels. Natürlich — so erzählt man sich weiter — war dieses Standbild ursprünglich vollkommen aus Gold und Elfenbein hergestellt. Ob dies zutrifft, wissen wir nicht. Wir kennen heute soviel Gold und Kostbarkeiten nur aus den Märchen und alten Geschichten. Auf Geldmünzen des Kaisers Hadrian aber ist diese mächtige Jupiterstatue abgebildet.

Im Jahre 1857 wurde durch den Engländer Newton das Grabmal des Mausolos ausgegraben. Man nennt dieses wunderbare Werk heute kurz «Mausoleum». Im Jahre 350 vor Christus liess die Gattin des damaligen Königs diesen Bau erstellen. Sie berief zu seiner Verschönerung die vier bedeutendsten damals lebenden Künstler. Auf 36 Säulen ruht ein Dach von der Form einer vierundzwanzigstufigen Pyramide. Den Gipfel aber krönte ein Viereckspann, welches die Bildsäulen des Königs und seiner Gemahlin trug.

Wann dieses mächtige Bauwerk zerstört wurde, weiss man heute ebenfalls nicht mehr ganz genau. Sicher ist bloss, dass im Jahre 1522 von Mönchen die Steine des ehemaligen Mausoleums dazu verwendet worden sind, ein Kloster zu bauen. Das Bild des Königs kann man heute im Britischen Museum zu London bewundern, denn dorthin hat sie Newton nach seinen Ausgrabungen führen lassen.

Ein anderes Weltwunder war der Koloss zu Rhodos. Dieser, ein Standbild aus Bronze, von einer Höhe von 36 Metern, wurde im Jahre 290 v. Chr. gegossen. Weil sich aber dieses ungeheuer

grosse Standbild nicht auf die Länge gehalten hätte, wurde es innen, da es ursprünglich hohl war, ausgemauert. Dem Sonnengott wurde dieses mächtige Denkmal geweiht und es stand so über der Hafeneinfahrt der Insel, dass die Schiffe zwischen den Beinen ein- und ausfahren konnten. Aber bloss 150 Jahre Lebensdauer war diesem Werk beschieden. Dann wurde es durch ein Erdbeben zerstört. Die Trümmer aber lagen über 900 Jahre lang am Meeresstrand, bis ein Jude sie kaufte und auf 900 Kamelen wegführen liess.

Ein Leuchtturm war das siebente Weltwunder der Alten. Und wenn die überlieferten Angaben stimmen, so müssen wir heute fast sagen, es sei zugleich auch ein Weltwunder unserer Zeit; denn unsere heutigen Leuchttürme sind kaum so lichtstark wie derjenige von Alexandrien, wo er seinen Standort hatte. Er wurde zur selben Zeit gebaut wie der Koloss von Rhodos, soll aber vollkommen aus Marmor bestanden und die Spitze soll sich nicht weniger als 160 Meter über dem Erdboden erhoben haben. Wenn diese Höhe wirklich stimmt, dann müssten wir zugeben, dass wir heute keinen so hohen Leuchtturm mehr besitzen, denn auch dieser höchste wurde im 13. Jahrhundert zerstört. Die Überlieferungen berichten, auf der Spitze dieses Leuchtturmes hätte beständig ein Feuer gebrannt, das 60 Kilometer weit gesehen wurde. Dies scheint uns wiederum sehr merkwürdig; denn unsere neuen, mit Elektrizität betriebenen Leuchttürme, reichen kaum weiter. Nur derjenige von Helgoland, der eine Kerzenstärke von 45 000 Kerzen besitzt, reicht etwa 80 Kilometer weit.

Wenn wir alle diese verschiedenen aufgezählten Weltwunder der Alten und ihre Leistungen betrachten, dann müssen wir unvoreingenommen zugeben: sie konnten Dinge, die wir heute nicht mehr können. Darum dürften wir auch heute noch zu ihnen in die Lehre gehen!...

Friedrich Bierl.